

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Englisch-Ostindien

Karlsruhe, 1858 [erschieden] 1859

Ein Staatsbesuch zu Hyderabad

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

vor allen Weissen verborgen, und der Schiffscapitän erfuhr erst dann etwas von mir, als er bereits seinen Leuten in Liverpool den Lohn ausbezahlt hatte. In diesem Schlupfwinkel war ich ungefähr 4 Wochen lang verborgen gelegen, bis das Schiff hier (in Liverpool) anlangte. Während dieser ganzen Zeit wurde ich von dem farbigen Schiffsvolke, das mich aufgenommen hatte, jede Nacht mit Speise und Trank versehen. Als ich das

erstemal meinen Fuß ans Land setzte, machte mich der Anblick eines jeden Weissen, an dem ich vorüberging, zittern; ich suchte daher auch stets mich möglichst zu verbergen, und bettelte bloß des Nachts um Brod. Stets peinigte mich die Angst, in die Sclaverei zurückgebracht zu werden, denn ich wußte damals noch nicht, daß ich mit dem Betreten des englischen Bodens frei war.

Ein Staatsbesuch zu Hyderabad.

Der Nizam (Beherrscher) von Hyderabad, war der erste der indischen Fürsten, welcher sich unter den Schutz der ostindischen Compagnie begab, in Folge dessen er seitdem nur noch einen schwachen Schatten von Oberherrlichkeit über sein Land besitzt. Um diesen Schutz wirksam auszuüben, unterhält die ostindische Compagnie an seinem Hofe einen Residenten mit einer Heeresmacht von 10,000 Mann, deren Unterhaltungskosten von dem Vasall bestritten werden.

Dieses Reich, sonst auch das Dekkan geheißen, einst eine Provinz der großen mongolischen Macht, enthält nach den neuesten Zählungen 10 Millionen Einwohner; die Hauptstadt gleichen Namens, das ehemalige Golconda, soll deren 250,000 enthalten.

Nähert man sich dieser Stadt, so bemerkt man kein äußeres Anzeichen, daß man sich unweit der im Umfange größten, reichsten und bevölkerlichsten Stadt Hindustans befindet. Der Boden ist eben so wenig angebaut, die Hütten so armselig wie anderwärts. Nur sieht man schon aus der Entfernung von 3 Stunden seine Dome, seine Kuppeln und hauptsächlich die 4 Minarets seines berühmten Karavanserais, des Ischarminar, sich prachtvoll vom blauen Himmel ablösen.

Für einen Europäer wäre es wenig rathsam, sich ohne Eskorte in europäischer Tracht, zu Fuß, zu Pferd oder in einer Sänfte in diese Stadt zu begeben. Er käme an keinem Zoghi (Hindu-Bettelmönch), an keinem Fakir (muselmännischen Religiosen) vorüber, ohne

als Ungläubiger, als „Kassir“, der Verwünschung und öffentlicher Unbill preisgegeben zu werden. Will man daher diese Stadt ohne besondere Gefahren besuchen, so thut man wohl daran, eine der zwei oder dreimal des Jahres wiederkehrenden Gelegenheiten, wenn nämlich der englische Resident zu irgend einem großen Feste an den Hof des Nizam oder zu dessen Minister eingeladen ist, zu benutzen. Tritt dieser Fall ein, so ermangelt die Behörde nicht, es zuvor bei allen ringsum wohnenden Europäern bekannt zu machen, damit solche ihre Neugierde an dem orientalischen Schaugepränge befriedigen können. Der englische Resident, um dessen Begleitung es sich handelt, findet ebenfalls seinen Vortheil dabei; seine Eskorte wird dadurch zu einer durch den Reichthum der Uniformen und Waffen, den Federnschmuck ihrer militärischen Kopfbedeckung sich auszeichnenden glänzenden Schaar, die ihren mächtigen Eindruck auf eine asiatische Bevölkerung, welche, wie die Kinder, stets alles Schimmernde anstaunt, niemals verfehlt. Ein Besuch in dem ehemaligen Golconda, dem Zabelland des Reichthums, dem Eldorado der Alten, hat solche Reize, daß nicht leicht Jemand denselben widerstehen kann, und daß alle Diejenigen, welche eine einigermaßen hervorragende Stellung inne haben, sich begierig hinzudrängen. So war es auch diesmal der Fall; das Fest sollte bei dem Minister des Nizams in seiner Sommerwohnung oder Baghaberi stattfinden; um jedoch dahin zu

gelangen, mußte man die Hauptstadt in ihrer ganzen Länge durchschreiten; an dem Palaste des Ministers sollte einiger Halt gemacht werden. Bestimmt wurde, daß sich die ganze Gesellschaft zu einem Frühstück in dem Palaste des Residenten, welcher in der größern Vorstadt, Chaderghat genannt, liegt, versammle; dort fände man Elephanten, die der Minister zum Transport seiner Gäste hersenden, wie auch die militärische Begleitung und die Ceremonienmeister, welche den Zug vervollständigenden sollten.

Um 11 Uhr des Morgens *) kündigte der Eschobdar, eine Art Ceremonienmeister, die Stöcke mit silbernen Knöpfen tragen, von Seiten des Ministers an, daß Alles zu unserm Empfange bereit sei, und zu gleicher Zeit, daß das Suwarri Seiner Excellenz des englischen Residenten und im Hofe des Palastes erwarre; man nennt nämlich Suwarri (wörtlich Cavalcade) ein Gefolge von Reitern, Elephanten, Dienern aller Art, von denen sich, nach Art der eingeborenen Fürsten, die europäischen Würdeträger bei feierlichen Gelegenheiten begleiten lassen. Die ostindische Compagnie trägt die Kosten des Suwarri: eine Anzahl Elephanten, eine Compagnie regelmässige Kavallerie, welche eines der Regimenter der Garnison von Sekunderabad stellt, hat den Dienst bei der Residenz zu versehen, ebenso wie eine bedeutende Anzahl Diener, welche Abzeichen ihrer verschiedenen Einrichtungen tragen. Nur durch Entfaltung eines bedeutenden Schaugepranges vermag man nämlich das indische Auge zu blenden. Die Thore öffneten sich und wir sahen wirklich in Schlachtordnung am Fuße der großen Treppe 15—20 Elephanten aufgestellt, welche prächtige goldgestickte Scharlachdecken und auf dem Rücken die einen eine Art Divan, die andern ein viereckiges Gestell mit Polstern, das ein kleiner chinesischer Pavillon krönte trugen. In diesen sitzt man mit übereinandergeschlagenen Beinen nieder. Wieder andere, und zwar die bequemsten, waren mit einem Phaeton ohne Räder, in dem zwei Personen eine neben der andern sitzen konnten, versehen. Auf der hintern Seite dieses Phaetons waren kleine Sitze für einen Diener ange-

bracht, die jedoch in der Regel leer blieben. Bei allen feierlichen Zügen in Indien müssen nothwendig, so will es der Brauch, Elephanten verwendet werden; gewöhnliche Reisen macht man in Sänften, reiche Europäer machen sie auf arabischen Pferden, während ihre Effecten von Kameelen oder Döhsen ihnen nachgetragen werden.

Die Gesellschaft theilte sich in Gruppen von zwei oder drei Personen, und jede solche Gruppe wählte sich ihren Elephanten aus. Der unsrige, einer der größten anwesenden, trug einen Phaeton oder Gaudah, der sich 14 Fuß über dem Boden erhob. Für mich war es das erste Mal, daß ich eines dieser ungeheuern, mit so großer Kraft ausgerüsteten und doch zugleich so milden Thiere besteigen sollte, und nicht ohne eine gewisse Aufregung, die theils Furcht, theils Vergnügen war, traf ich Anstalten zu dieser Lustreise. Jeder Elephant hat seinen Führer oder Cornac, der über seinem Halse auf einem Kissen sitzt, und dessen Beine hinter seinen großen Ohren herabhängen; ein anderer Diener folgt zu Fuß, der das Thier auf seinem Marsche unterhält, ihm den Weg zeigt, Vorsicht lehrt, ihm Muth zuspricht, wenn es ermüdet ist, ihm verbietet, mit seinem Rüssel zu spielen, hauptsächlich aber nichts auf seinem Wege aus den Boden zu ziehen, ihm freies Futter verspricht, das er nach seiner Rückkehr haben soll, und darauf sieht, daß an seiner Ausstattung nichts mangelt. Damit der Elephant besteigen werden könne, läßt man ihn sich auf den Bauch legen, während er mit den hintern Beinen niederkniet und die vordern gänzlich ausstreckt. In dieser Stellung, die sehr unbequem zu sein scheint, bleibt er unbeweglich, während der Diener eine starke Leiter an ihn anlehnt, durch die man in die kleine, auf ihm befindliche Kutsche steigt, deren Schlag sorgfältig verschlossen wird. Ist dies geschehen, so befestigt man die Leiter an einem ledernen Riemen, der von der linken Seite des Thieres herabhängt und der Führer ruft nun dem Thiere zu, sich langsam zu erheben. (Uth! haste Tschebe, haste!) Geschieht dieß, so glaubt man sich in einer Barke zu befinden, die am Umschlagen ist; denn nur durch eine

*) Wir folgen in Nachstehendem der Schilderung des berühmten französischen Reisenden Saque-mont, des feinsten Beobachters indischer Zustände.

starke Anstrengung ist es dem Thiere möglich, auf die Beine, namentlich auf die vorderen zu gelangen; übrigens ist mit diesem Flottwerden keine Gefahr verbunden. So bestiegen, hat das Thier nur zweierlei Gangweisen: die eine, ein sanftes, kurz bemessenes Schwanfen, wobei man in einer Stunde eine Postmeile zurücklegt; die andere ist eine Vereinigung aller möglichen Unbequemlichkeiten, man schwankt, wird fortgewälzt, gerüttelt, um stündlich höchstens 4 Stunden Weges zurückzulegen.

Als der Resident und dessen ganzes Gefolge die für dieselben bestimmten Thiere bestiegen hatten, setzte sich der Zug unter dem Schall von Tamams und Gymbeln in Bewegung; zu beiden Seiten desselben liefen Tschobbars und die Hausdiener des Ministers, um bei dem großen Zubrang des Volkes Platz zu machen; eine Truppe Cavallerie bildete als Eskorte die Nachhut. So durchzogen wir, zur Schau für die Masse, welcher der ungewohnte glänzende Anblick Achtung gebot, die Vorstadt Ghaderghat in ihrer ganzen Länge, an deren einem Ende sich der Palast des Residenten befindet, während das andere durch eine Brücke über die Moussa begränzt ist, einen kleinen Bach, der die Vorstadt von der eigentlichen Stadt trennt.

Hyderabad ist diejenige Stadt Indiens, in der die Franzosen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allmächtig waren. In Folge von Intriguen, zu welchen die Erledigung des Throns Veranlassung gab, hatten sie einen ihrer Schützlinge auf denselben gehoben und beherrschten in seinem Namen dieses große Land; heute noch, demnach nach mehr als 100 Jahren, trifft man Spuren ihrer daselbst geübten Herrschaft, so z. B. in der Nähe von Hyderabad eine jetzt in Ruinen verfallene große Kanonengießerei, welche sie erbauen ließen.

So wie man die Brücke passiert hat, befindet man sich am Fuße der Wälle, die einen mehr malerischen Anblick gewähren würden, wenn sie großartiger aufgeführt wären. Man darf hier keine colossalen Steinmassen oder sonst Reste von Mauerwerken suchen; es ist alles mehr oder weniger löslicher Staub, den jeder Windzug zerstreut, oder der im Regen-

stürme zu Koth wird. Man glaubt kaum in der Nähe einer Hauptstadt zu sein und doch zogen wir so eben durch deren Hauptthor, den Delhi-Derwazah (das Thor von Delhi) hindurch. Eine Truppe Sikhs und Araber, die mit Fegen von allen Farben behangen, und mit einer überflüssigen Masse von Waffen aller Art, Säbel, Dolche, Pistolen beladen waren, bildeten, auf ihre langen Gewehre mit Luntenschloßern gelehnt, die Thorschwelle.

Hyderabad ist, wie die meisten indischen Städte und Dörfer, in Kreuzesform gebaut; seine zwei Hauptstraßen, gleichsam die Pulsadern der Blutcirculation, stoßen in fast rechtwinkliger Form auf einen großen Platz (die Tschore), in dessen Mittelpunkt sich die zwei Hauptmonumente Hyderabad's erheben: die Dschema-Musjid, oder große Moschee, und der Tscharminar, das Hauptcaravanseherai, das von vier Minarets umgeben ist. Von der Plattform der Moschee aus genießt man den vollsten Ueberblick über die ganze Stadt. In weiter Ausbreitung vor uns liegen terrassenförmig die Dächer derselben, deren einförmige weiße Farbe und geraden Linien auf bewunderungswürdige Weise von den leichten Spizen der von den Straßen aus kaum bemerkbaren Bäume unterbrochen sind, und so ein Bild von Eleganz und Schönheit gewähren. Man sieht von hier aus keinen Ausgang aus den engen und krummen Straßen; der Blick dringt bloß in die zwei großen Straßenrichtungen, die sich zu unsern Füßen kreuzen, und schweift auf der Menge, die stets solche belebt. Ueberall sieht man die reichste Abwechslung orientalischer Architectur in Kuppeln, Balkonen, runden und spitzigen Domen u. s. w. Dieser Anblick hat etwas so Neues und Fremdartiges für uns, daß man geneigt wäre, hier zu längerer Betrachtung zu verweilen; übrigens ist dieß ein Vergnügen, dem man sich nur wenige Augenblicke hingeben darf, weil man von hier aus das stets gefährliche Vorrecht des hinfenden Teufels*), nämlich das, ins Innere der Familien zu blicken, genießt. Die meisten flachen Dächer der Häuser sind nämlich mit einer hinlänglich hohen Brustlehne versehen, wodurch es den Frauen möglich ist, frische Luft daselbst zu schöpfen, und zwar ohne sich

*) Siehe den klassischen französischen Roman: „Gilblas, von Lesage“.

Das Neueste

aus der

Vänder- und Völkerkunde.

Ein Staatsbesuch zu Hyderabad.

(Schluß.)

verschleiern oder überhaupt fürchten zu müssen, gesehen zu werden, sei es nun von Denen, die sich in den Straßen zu ihren Füßen befinden, oder auf den Dächern der Nachbarschaft; sie ergehen sich daher gewöhnlich daselbst. Sonderbarer Weise dienen häufig diese Dächer auch zu Abtritten. Die Muselmänner sind jedoch in dem Grade eifersüchtig gegen alles unbescheidene und neugierige Eindringen in die Geheimnisse ihres Haushalts, daß längeres Verweilen in dieser beherrschenden Region ihre Gefahren hätte: ein übelluniger Ghemann möchte sonst leicht eine Kugel an den Ohren Desjenigen vorbeischießen lassen, der zu lange daselbst verweilen wollte.

Wir verlassen daher in aller Eile diesen hohen Standpunkt, um in die Seitenstraßen zu dringen. Bei dem ersten Schritte jedoch, den man in dieselben thut, fühlt man sich beklommen; die Luft, die man darin athmet, ist eine schwere, und ein Eindruck von Traurigkeit, Uebelbefinden und Gsel macht dem angenehmen Erstaunen Platz, das sich kurz zuvor unserer bemächtigt hatte. Die wirren Steinmassen, dicht aneinander gerückt in dieser auf einander gehäuften Häusermenge, mit ihren nackten und hohen Vorderseiten, geben uns das Bild eines Gefängnisses oder einer Festung; Sonne und Licht dringen nicht hinein. Die Häuser haben zwei, drei bis vier Stockwerke; die Straßen sind nicht allein sehr enge, sondern häufig in ihrer Breite von einer Häuserreihe zur andern überwölbt und dadurch verbunden; hie und da ist sogar mitten in der Straße eine Mauer mit einem Durchgange aufgerichtet, den man nur zu schließen braucht, um das ganze Viertel in eine für sich bestehende Festung zu ver-

wandeln. Man verliert sich in Sackgassen, die das Gend und die Cholera heherbergen, und in deren Mitte eine tiefe Straßenrinne angebracht ist, voll von einem schwarzen Schlamm, dessen Ausdünstung Krankheiten erzeugt. In der Tschore dagegen, das heißt in den vier Straßen, welche auf den großen Platz ausmünden, ist alles voller Bewegung und Heiterkeit. Die Menge, welche stets auf- und abwogt, ist durch den Glanz und die Farbenpracht ihrer Trachten außerordentlich malerisch, ihre langsame apathische Bewegung voll von Anmuth und Adel; man bemerkt selten etwas anderes daselbst, als die feinen Manieren, welche dem Indier so gewöhnlich sind, nur hie und da das Gepräge des Stolzes. Die müßige Menge genießt der Ruhe als eines gewohnten Gutes und hat keine Gedanken für das äußerste Gend, welches bei den Meisten aus der Trägheit entsteht.

Frauenpersonen sieht man sehr wenige in den Straßen; ist dieß der Fall, so sind es Bajaderen der untersten Classe oder Sclavinnen. Das Ausgehen ist ihnen übrigens nicht verboten; sie dürfen ihre Mütter, Schwestern und Freundinnen besuchen, Einkäufe machen; sind sie jedoch reich oder vornehm, so lassen sie sich tief verschleiert bloß in Sänften tragen oder bedienen sich eines Häquere, eines kleinen, mit Ochsen bespannten, zeltartigen Fuhrwerks, das in den Städten Asiens unsere Fiaker ersetzt.

In Hyderabad findet man heute noch die schönsten Schmuckfachen der Welt, Diamanten, Rubinen, Smaragden, Granaten und hauptsächlich Perlen; man muß sich aber hierzu Zeit nehmen und sie stückweise kaufen.

wie sie der im Absterben begriffene Adel des Landes nach und nach zum Verkaufe sendet, um sich Geld daraus zu machen. Hier ist der Markt für die indischen Gewebe, welche feiner sind, als die Flügel der Biene; für die Schärpen von Benares in Gold- und Silberstoffen mit breiten Franzen; hier für alle anderen feineren Werke der indischen Industrie, hauptsächlich aber für die Sammtstickereien, womit der Hindu seinen Turban zu zieren pflegt. Dieser prächtige Kopfschmuck nimmt sich wie ein Strauß der kostbarsten Steine aus. Ist nun ein gut gewachsener Hindu von hübschen Gesichtszügen mit einer Weste und Hosen von karmoisinrothem Goldbrokat, einem Kaschmirshawl als Gürtelband, einem eben solchen Shawl, der über die Schulter geworfen wird, und einem Gewand und Pallasch, die mit Diamanten verziert sind, bekleidet, so kann eine solche Tracht an Pracht und Luxus mit den reichsten der Welt weiteifern.

Jetzt nähern wir uns der Stadt-Wohnung des allmächtigen Ministers, die sich äußerlich nur wenig von den übrigen Häusern der Hauptstraße unterscheidet. Das Innere derselben ist geschmacklos ausgestattet, namentlich was die Möblirung betrifft. Was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit beiträgt, ist gänzlich vernachlässigt, statt dessen findet man Dinge, worüber man staunen muß, z. B. ein Piano, während Niemand in der ganzen Stadt darauf zu spielen versteht, französische Stockuhren, die niemals aufgezogen werden, Kronleuchter in allen Zimmern, woran man mit dem Kopfe stößt, und farbige Bilder in Rahmen, wie man sie nur in einer Dorfchenke treffen kann u. s. w. Nachdem uns der Sohn des Ministers hier empfangen hatte, ging es weiter zur Villa seines Vaters.

Dort angekommen, sahen wir, unterstützt von zwei Dienern, einen kleinen Greis auf uns zukommen, der anscheinend bereits im höchsten Alter angelangt war. Er trug den Turban eines Brahmanen der Kaste der Schreiber, um den Hals das Band des brahmanischen Lebens. Sonst war er sehr einfach gekleidet. Eine Tunika von weißem Musselin war mit Schnüren auf seiner Brust befestigt; seine Beine steckten in türkischen Hosen von karmoisinrother Seide, seine Füße waren bloß mit Socken von weißer Seide (seine

Pantoffeln hatte er uns zu Ehren ausgezogen) bekleidet; und als Gürtelband trug er einen sehr schönen Kaschmirshawl. Ringe mit Diamanten, Smaragden und Rubinen zierten seine Finger.

Nachdem die erste Begrüßung zwischen ihm und dem englischen Residenten vorüber war, die darin bestand, daß er dreimal die ausgestreckte Hand vom Knie bis zur Stirne hob, und nachdem der indische Gruß, „Salam Aleikum“ (seid mir willkommen) gesprochen war, nahm der Minister den Residenten bei der Hand und führte ihn in den Empfangssaal. Ehe wir ebenfalls eintraten, mußten unsere Diener uns unsere Stiefeln oder Schuhe ausziehen, die wir hier eben so wenig tragen durften, als es in europäischen Salons anständig wäre, den Hut auf dem Kopfe zu haben. Die Eingeborenen gingen neben uns ebenfalls mit bloßen oder bloß mit Socken bekleideten Füßen, worüber man sich nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß die Orientalen sich auf ihren Teppichen zur Ruhe begeben, sowie stets zum Gebete ihre Hände und zuweilen auch ihre Stirne darauf legen. Diese Fußteppiche müssen daher stets ganz rein erhalten werden. Sämmtliche Europäer setzten sich nun auf Stühle im Halbkreise um den Residenten und den Minister herum, die sich in persischer Sprache miteinander unterhielten und hierauf ließ man uns zu Ehren in dem Garten die Wasserkünste spielen. Als diese zu Ende waren, traten Diener mit Halschneidern aus weißen Blumen (eine Art starkriechenden Jasmins) auf uns zu, hingen einem jeden der Gäste eine solche um den Hals und führten uns in den Speisesaal, wo eine ohrzerreißende Musik aus allerlei barbarischen Instrumenten laut wurde. Unsere eigenen Diener steckten uns hier silbernes Gßbesteck zu, das jeder Gast mitbringen mußte, da dieses Geräthe sich in keiner indischen Wohnung, selbst nicht in einem Palaste vorfindet, indem alle Klassen der Gesellschaft mit den bloßen Fingern essen. Der Minister selbst und einige andere indische Große, welche anwesend waren, durften als Hindus, vermöge ihrer Kasten, nicht mit uns essen, sondern rauchten während dessen ihre Gufahs.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, fanden die Bajaderentänze statt, und auf diese

folgte ein Feuerwerk, worin bekanntlich die Hindus unerreicht sind. Im Begriffe Abschied zu nehmen, brachte man uns auf lackirten Tellern kleine Flakons, welche Sandalöl

enthielten, und wovon jeder der Gäste zwei Stücke erhielt, während ein anderer Diener unsere Kleider und Taschentücher mit Rosenessenz besprenzte.

Reise eines Engländers in China im Spätsommer 1857.

Nur wenigen Europäern war es bis jetzt gestattet, im Innern Chinas zu reisen, oder in Booten eine beträchtliche Strecke die Flüsse hinaufzufahren. Unzweifelhaft war die gelungenste Reise in letzterer Beziehung diejenige, von welcher wir eben berichten werden. Dieser Engländer besuchte Theile von China, wohin vor ihm kein Europäer gedrungen war; der Friede von 1842 hatte den Europäern bloß fünf Seehäfen Chinas geöffnet, über diese hinaus war der Besuch des Innern verboten.

Den bedeutendsten dieser Seeplätze, Shanghai, beschreibt derselbe wie folgt: Shanghai gehört zu dem fruchtbaren und dichtbevölkerten Tieflande an Chinas Ostküste, welches die Mündung des Yang-tsi-Kiang und die große Bucht von Hangtschau, einst einer kaiserlichen Residenz und jetzigen Hauptniederlage des Seidenbezirks, umgibt. Dieses Tiefland ist zudem Hauptsitz der Baumwollen- und Reiskultur und einer der wichtigsten industriellen Bezirke des chinesischen Reiches. Shanghai liegt am Swangpu, der hier so breit ist, wie die Themse bei London-Bridge, sieben englische Meilen von der Mündung dieses letzten Zuflusses in den Yang-tsi-Kiang. Dieser letztere Strom ist der reichste der Welt, der reichste an mächtigen Städten, an betriebsamen Anwohnern, an bedeutenden schiffbaren Zuflüssen und ausgedehnten Thalgründen voll kultivirter Ländereien von uner schöplicher Fruchtbarkeit. Alle Wasseradern auf einem Gebiete von 600,000 Quadratmeilen rinnen in dieses Strombett zusammen. In dem stolzen Gefühle seiner Kraft ringt der Fluß eine Zeit lang selbst mit dem Ocean um die Herrschaft, er drängt dessen salzige Wogen zurück und behauptet eine Süßwasser-Provinz auf dem eigentlichen Gebiete des Meeres.

Die Chinesen lieben und ehren diesen gewaltigen Strom, wie ein Sohn den Vater; Philosophen entlehnen ihre Parabeln von seiner Größe und seinem wohlthätigen Einflusse; Historiker verzeichnen seine Ueberschwemmungen und seinen Wassermangel als Ereignisse, die eben so wichtig sind, als der Sturz der Dynastien, und Dichter finden in seinem Lobe das populärste Thema für ihre schwungvollen Gesänge. — Die englischen und amerikanischen Kriegsdampfer und eine Flotte von Handelsschiffen zeigen, daß auf dem Swangpuflusse Leben und Geschäftigkeit herrscht. Bald erblickt man auch einen Mastenwald von Dschonken, und in der Ferne erscheinen im Zwielicht, nur mit dunkeln Umrissen, die Gebäude der europäischen Ansiedlung. Kommt man näher, so erweisen sie sich als schöne Bauwerke, einige mit Säulen, wie griechische Tempel, andere massiv, wie italienische Paläste, und Alles macht den Eindruck, daß Dürftigkeit ein den in China lebenden Engländern unbekanntes Unglück sei. Die englische Ansiedlung liegt an einer Biegung des Swangpu. Der in diesen sich ergießende Suttschau bildet ihre Grenze auf der einen Seite, auf der andern trennt sie ein Kanal von der französischen Kolonie, die sich bis an die Mauern der Stadt hinzieht; die Front erstreckt sich fast eine englische Meile weit längs des Swangpu zwischen dem Suttschau und dem Kanal. So sind die Grenzen der Ansiedlung zu gleicher Zeit ihre Befestigung. In den Stadtquartieren parallel mit dem Swangpu liegen die Handelshäuser, jedes von seinem Gärten umgeben. Dieß zur Schilderung des gegenwärtigen Hauptsitzes und der künftigen Hoffnung des englisch-chinesischen Handels! Hier, wo noch vor kurzem nur Reisfelder